



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

♀: Die politische Lage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die politische Lage.

Die vergangene Woche hat die Spannung gelöst, mit welcher die Abstimmungen des deutschen Zollparlaments über den Tarif, die der französischen Wähler über die kaiserliche Politik erwartet wurden. Uns Deutschen ist die Freude geworden, daß die Tagsatzung der Nord- und Südstaaten mit einem befriedigenden Compromiß endete, alle Mitglieder seien dankbar gerühmt, welche mit Selbstüberwindung zu diesem guten Resultat beigetragen haben, vor andern die süddeutsche Fraction der Nationalen, deren versöhnende Einwirkung auf die Freihändler im Bunde sich geltend machte. Die Gefahr war groß, daß auch dieses letzte Zollparlament vor Neuwahlen ohne befriedigendes Resultat verlaufen würde. Die pessimistische Auffassung, welche solchen Ausfall wünschte, war nicht nur bei den Feinden des Bundes vorhanden, auch bei bundestreuen Norddeutschen. Bei liberalen Norddeutschen, weil sie entweder entschlossene Freihändler sind, oder weil sie das Ungenügende der jetzigen Bundesmaschinerie durch Resultatlosigkeit der Arbeiten bloßzulegen wünschen. Beide Auffassungen verdienen eine große Zurückweisung. Unter den Politikern von der Partei des Freihandels ehren wir einige unserer tüchtigsten Männer, aber die Mehrzahl der Coterie steht in Gefahr durch Flachheit und doctrinären Eigensinn eine unbequeme Kritik gegen sich herauszufordern. Und ebenso ist eine Besserung unserer Bundesorganisation gegenwärtig zuerst von gesteigerten Zumuthungen an die bereits wirksame Bundesgewalt zu hoffen, und deshalb ist es ein unpatriotisches und schlechtes Mittel die Nichtigkeit aller Bundeseinrichtungen bewirken zu wollen.

Durch sieben Millionen französischer Stimmen ist gegen $1\frac{1}{2}$ Million die Herrschaft des Kaisers Napoleon aufs Neue bestätigt. Der „Ja“ sind mehr, als die Anhänger Napoleons selbst gehofft haben, aber daß nicht nur Paris, auch andere große Städte in ihrer Majorität mit „Nein“ stimmten, und daß im Heere sich mehr als 40,000 Stimmen gegen den Kaiser aussprachen, das sind doch Umstände, welche den Bonapartisten eine reine Freude nicht auskommen lassen. Uns hat das Jahr 1866 so zu Frankreich gestellt, daß der Kaiser noch jetzt außer Stande ist, ein engeres Zusammengehen mit der Politik des Berliner Cabinets zu wünschen. Er ist wohl im Innern überzeugt, daß der Einschluß der Südstaaten in den Bund auf die Länge nicht durch Frankreich verhindert werden kann, er wird in Sorge um sein Ansehen bei Heer und Volk ein friedliches Zusammenwachsen der deutschen Interessen ertragen, aber er wird einem großen Ausbruch der Eifersucht in

Frankreich nicht zum zweiten Mal vorsichtige Zurückhaltung entgegenstellen dürfen, sondern in solchem Fall die Führung französischer Empfindlichkeit übernehmen und dem verletzten Stolz Frankreichs Genugthuung suchen. Das ist in Deutschland allgemeine Annahme, wir wissen ziemlich genau, wie wir mit ihm daran sind. Er kann uns kein Freund sein, aber er ist ein wohlbekannter Nachbar, mit dessen Haushalt, stillen Gedanken und Interessen wir einigermaßen vertraut sind, und es ist im Ganzen ein sicheres Verhältniß. Darum wünschen wir aufrichtig, daß die große Abstimmung ihm in Wahrheit zum Heile sei. Um so mehr, da die nächste Zukunft ein großes gemeinsames Interesse zu schaffen droht, das Interesse der civilisirten Staatsordnung gegen den unfehlbaren Papst.

Die Antwort des Cardinal Antonelli auf die stillen Bedenken, welche Graf Daru über die politischen Consequenzen der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesprochen hatte, ist ein weitläufiges Actenstück und erweist die alte Kunst des Vaticanus, Thatsachen umzubiegen, Hauptsachen zu verschweigen und mit tugendhafter Energie zu beweisen, was Niemand angezweifelt hat. Jedoch in gewöhnliche Sprache übersetzt, gleicht sie genau der wohlbekannten Antwort, welche der Vorstand einer altgläubigen Judenschule dem Minister gab, als dieser das Unstatthafte des jüdischen Fluchgebets gegen Andersgläubige vorstellte; „wir haben doch geflucht 1800 Jahre und es hat Ihnen nichts geschadet.“ — Den altgläubigen Juden ist das Anathemasingen polizeilich verboten worden, obgleich sie den Vorzug hatten, diese Technik 1000 Jahre länger zu üben als die alte Kirche der Christen.

Unsere lieben Landsleute, welche mit Pietät an den Ueberlieferungen der katholischen Kirche hängen, denken wohl zu wenig daran, wie groß die Zumuthungen sind, welche das Verfahren der ultramontanen Partei in Rom unserer Geduld, Nachsicht und Menschenliebe stellt. Auf's Neue ist mit größter Feierlichkeit von der alten Kirche der Fluch über unsere Seelen, über unser Staatswesen, unsere Geistesbildung, über Vieles, was uns Allen nationale Ehre, Stolz, Tugend ist, ausgesprochen worden. Es ist kein beruhigendes Zugeständniß, und es ist eine baare Unwahrheit, wenn uns unter der Hand versichert wird, daß es mit dem Anathema so schlimm nicht gemeint sei und daß nur eine theoretische Feststellung der Glaubenslehren, keinerlei Angriff auf die Andersgläubigen beabsichtigt werde. Denn es scheint uns kein Unterschied, ob die ewige Verdammniß und die Strafen der Hölle über uns beschworen werden, indem man uns mit Namen nennt, oder indem man sagt, wer die Lehre Immanuel Kant's und die Untersuchungen von David Strauß für wohlbegründet hält, sei verflucht. Wir merken doch, daß wir, und gerade wir gemeint sind.

Wir müssen zunächst dem sittlichen Gefühl der deutschen Katholiken über-

lassen, diesem Unsinn entgegenzutreten; wir vertrauen, daß in einer großen Zahl unserer Landsleute die Theilnahme an unserem Culturleben und die Achtung vor den protestantischen Brüdern stärker sein wird, als jene Fluchtheorie Roms, und wir hoffen deshalb, daß die Verdammung, die ihr oberster Priester gegen uns schleudert, unser einträchtliches Zusammenleben mit der Mehrzahl von ihnen nicht stören wird. Aber wir verbergen ihnen nicht, daß wir trotzdem unsicher und besorgt auf die Wirkungen sehen, welche dieser neue dogmatische Aufbau auf viele Einzelne unserer Mitbürger ausüben wird, welche nicht stark genug sind, sich dem Einfluß fanatischer Priester zu entziehen. Und wenn diese schädlichen Einflüsse auf gemischte Ehen und das friedliche Zusammenleben der Confessionen uns veranlassen, auch unsere Vertheidigungsmittel in der Presse und in der Gesetzgebung in Anspruch zu nehmen, um unser Volk vor dem Eindringen mittelalterlicher Zustände zu schützen, so bitten wir alle Deutsche, brüderlich zu bedenken, daß nicht wir Protestanten es waren, welche diesen widerwärtigen Gegensatz aufgeregt haben.

Unterdeß betrachten wir vom politischen Standpunkt die Aussichten, welche die Opposition der deutschen und ungarischen Bischöfe den Staaten des alten Bundes eröffnet. Als Graf Beust der geschäftige, zuerst unter den Staatsmännern der Großmächte bescheidene Vorstellungen gegen die Tendenzen des Romanismus an den Papst gelangen ließ, leitete ihn vielleicht sein Bestreben, sich Popularität zu gewinnen, aber der Schritt war doch im hohen Grade durch das Lebensinteresse des Kaiserstaates dictirt. Die katholische Laienwelt in Oestreich ist, die Thäler Tirols ausgenommen, im Ganzen durchaus liberal, sie steht gegenwärtig in so starker Opposition gegen die ultramontane Partei der Kirche, als das behagliche Wesen der Deutschen und die nationalen Interessen der anderen Stämme nur irgend gestatten. In Oestreich fehlt der ultramontanen Partei völlig die Unterstützung, welche ihr in Ländern von gemischter Bevölkerung, zumal in protestantischem Staat durch eine unablässige Reibung der confessionellen Gegensätze zu Hilfe kommt. Die großen Kirchenfürsten Oestreichs kämpfen deshalb für das Episcopat, also für ihre eigene Herrschaft gegen die Jesuiten, mit weit größerer Freiheit, als die Erzbischöfe von Mainz und Köln, denn sie werden weniger durch die Besorgniß eingeengt, daß sie in ihrem Widerstand gegen die Forderungen der Curie zugleich protestantischem Irrglauben und einer protestantischen Staatsregierung Waffen gegen ihre eigene Macht schmieden. Und um so günstiger ist die Lage der bischöflichen Opposition in Oestreich, da dieselbe bei jeder der uneinigten Nationalitäten, etwa Tiroler und Polen ausgenommen, auf wärmste Beistimmung, im Nothfall auf jede Unterstützung rechnen kann. Nun sind die vornehmsten unter den opponirenden Bischöfen, Fürst Schwarzenberg und Kauscher, soweit aus der Ferne ein Urtheil erlaubt ist, keineswegs kriegs-

lustige Naturen und noch vor wenig Jahren wäre ihnen selbst ihre gegenwärtige Lage als durchaus abenteuerlich und unmöglich erschienen. Aber sie sind jetzt hineingedrängt, der Rückweg ist versperret und sie erkennen recht gut, daß sie bei muthigem Ausdauern dem Staate, mit dessen Interessen sie sich eng verbunden fühlen, einen Dienst erweisen können, dessen Tragweite noch ganz wo anders liegt, als auf religiösem Gebiet. Wenn nämlich jetzt der bischöfliche Klerus des Kaiserstaates in festem Einvernehmen mit der Regierung seinen Widerstand soweit fortführt, daß er am Ende eine episcopale Organisation der katholischen Kirche Oestreichs unter eigenen Kirchenfürsten mit Landesynode und größerer Unabhängigkeit von Rom durchsetzt, so wird dadurch nicht nur ein neues Band gefunden, welches die Völker Oestreichs enge aneinander schließt, es wird auch zu den süddeutschen Staaten und zum Nordbund in einer Hauptfrage des Staatslebens eine ganz neue, unerwartet günstige Position geschaffen. Die Regierungen und Parteien von Baiern, Württemberg, Baden, jetzt sämmtlich durch die ultramontane Partei bedrängt, würden zu dem Kaiserstaat Oestreich, welcher eine den deutschen Staatsbedürfnissen mehr entsprechende, von Rom unabhängige katholische Kirche darstellte, in ein Verhältniß der Anlehnung kommen müssen, welches sich sofort auf anderen Gebieten als den confessionellen geltend machen würde. Ebenso würde Oestreich, als Hort dessen, was man jetzt die liberale Richtung im Katholicismus nennen muß, bei einem großen Theil der Katholiken im Nordbund eine große Bedeutung gewinnen.

Von Neuem und in modernem Sinn würde Oestreich Vorkämpfer des deutschen Katholicismus. Jetzt gegen Rom und im Einvernehmen mit dem deutschen Gewissen. Es liegt auf der Hand, welche Anziehungskraft eine solche Hegemonie des Kaiserstaats auf die Herzen der katholischen Deutschen ausüben müßte.

Es wäre auf diesem Gebiete für Preußen sehr schwer, durch ähnliches inniges Einvernehmen mit seinen katholischen Bischöfen der Autorität der östreichischen Kirche den Einfluß zu nehmen. Und wieder seine eigenthümlichen Vertheidigungswaffen hat der Protestantismus zu gebrauchen fast verlernt. Die Ministerien Rauwer und Mühlner haben in Preußen so vortreflich gearbeitet die Culturbedeutung der protestantischen Kirche zu schwächen und die ultramontanen Störenfriede zu heben, daß der Norden für lange Zeit in Kirchenfragen unfrei gemacht ist.

In der That ist es für Preußen ein verhängnißvoller Umstand, daß der ausbrechende Streit in der römischen Kirche den Staat mit einem Cultusministerium versehen findet, dessen Leiter kaum eine höhere leitende Idee haben, als die eine: daß Ideen sehr leicht gefährlich werden können. Die ruhmlosen Kennzeichen dieses Ministeriums sind formgewandte Dürftigkeit und ortho-

doxer Eifer, beide sind wenig geeignet, den römischen Ansprüchen irgend welchen Widerstand entgegenzustellen. Und es wäre erheiternd, wenn es nicht für preußischen Stolz gar zu demüthigend wäre, sich den armen Herrn von Mühlner nebst seinen Rätthen im Streit mit jesuitischen Prälaten und in unehrerbietigem Gebahren gegen den Bischof von Rom zu denken. Es ist sehr möglich, daß der Kampf zwischen Preußen und Oestreich noch einmal auf diesem, bisher nicht beachteten Gebiete durchgekämpft werden muß. Für gute Erfolge Preußens sind andere Männer nöthig, als die jetzt um Papst und Kirche zu sorgen haben.

Zufällig trafen in der vergangenen Woche widerwärtige Botschaften von Brigantensrevellen zusammen. In Griechenland haben die Räuber die gefangenen Touristen getödtet, wir wissen nicht, ob auf Rath ihrer politischen Freunde und Rechtsconsulenten in Athen, oder nur aus Grimm darüber, daß das griechische Ministerium ihnen die 50,000 Pf. St. Lösegeld wieder abzujagen und den Mund auf landesübliche Weise zu schließen Miene machte. In Italien aber haben zusammengeballte Brigantenhäufen wieder einmal die Cocarde der Sanfedisten aufgesteckt, sie sind im Vertrauen auf den Frieden, welchen ihre Gönnerin, die Kirche, ihnen auf päpstlichem Gebiet sichert, über die italienische Grenze gebrochen, vorläufig durch Freiwillige, unter denen der Sohn Garibaldi's war, in das Patrimonium Petri zurückgejagt worden. Und in Sicilien erwartet man jeden Tag den Ausbruch einer neuen Briganteninsurrection. Es ist doch eine wunderliche Geschichte, daß die scheußliche Räuberwirthschaft gerade in den Halbinseln des Mittelmeers, den Ländern glorreicher alter Cultur, den ruhmvollen Stätten, wo der Liebesglaube des Gekreuzigten zuerst durch kirchliches System und priesterliches Fürstenthum eine politische Macht wurde, so unzerstörbar wuchert. Papst Pius hat gegen seine Forderung in Glaubenssachen für unfehlbar zu gelten, in seiner nächsten Nähe einen Gegner großgezogen, der vor aller Welt weit erfolgreicher gegen ihn argumentirt, als alle gekrönten Bischöfe. Und dieser Gegner ist die eigenthümliche Moral des päpstlichen Regiments. Räuber und Mörder zu hegen, weil sie als politische Helfer dienen können, gilt jetzt in Europa, Rom und Griechenland ausgenommen, für ein wirklich recht veraltetes Mittel, sich seiner Feinde zu erwehren; und wenn der verstorbene König von Sardinien, Karl Albert, sich bitter beklagte, er stehe zwischen den Dolchen der Carbonari und der Chocolate der Jesuiten, so war auch die Hochkunst, welche in seiner Zeit den Vätern von der Gesellschaft Jesu zugeschrieben wurde, keine Waffe, welche die Hochachtung vor dem Stuhl Petri in Italien fester gegründet hat. Die römische Prälatur vermag nicht, die Entschuldigungen der Griechen für sich anzuführen. Die Griechen freilich sagen, wenn unsere Politiker noch ein wenig mit den Schwächen der Räuberei, des Meuchelmordes und der

Partirerei behaftet sind, so tragen die bösen Türken die Schuld, welche unseren angestammten Adel durch mehrere Jahrhunderte unterdrückt hatten. Aber die Türken haben, soviel wir wissen, ihren Halbmond doch niemals über dem Stuhl Petri aufgepflanzt. — Wir im Norden sind unbehilflichen Geistes und vermögen nicht leicht zu verstehen, wie eine Autorität in Angelegenheiten des Glaubens unfehlbar sein kann, die zugleich in christlicher Moral so wenig veredelnden Einfluß auf ihre nächste Umgebung auszuüben vermag. Wir wünschen sehr, daß das Concillium uns diesen Zweifel löse.

♀

Literatur.

Sicilianische Märchen. Aus dem Volksmund gesammelt von Laura Gonzenbach. Mit Anmerkungen Reinhold Köhlers herausgegeben von Otto Hartwig. 2 Thle. Leipzig. W. Engelmann. 1870.

Eine ganz vortreffliche Arbeit, in deren Herstellung sich die drei Genannten getheilt haben. Eine hochgebildete Frau von feinem Verständniß für das Charakteristische des sicilischen Volkes, in dem sie lebte, hat aus dem Munde weiser Frauen das Material aufgezeichnet, ein Freund, selbst mit Land und Bevölkerung der Insel wohl bekannt, hat diese Berichte geordnet, gesichtet, für den Druck bereitet, Herr Reinh. Köhler hat die literarhistorische Verwerthung übernommen, hat bei jedem einzelnen Märchen die Verwandten in der Ueberlieferung anderer Völker verzeichnet und einen reichen Apparat von Bemerkungen zugefügt, welcher die wissenschaftliche Benutzung leicht und erfreulich macht. — Vieles in der Sammlung ist sehr merkwürdig. Zunächst die Fülle des Stoffs, in Sicilien ist das Märchen noch ein wesentlicher Theil lebendiger Volkspoesie, dann die — übrigens nicht befremdende — enge Verwandtschaft der meisten Märchen mit germanischen, slavischen, griechischen. Es enthält das Märchen im Ganzen betrachtet einen Schatz der Poesie, welcher allen Völkern Europas gemeinsam ist, zu dem jede Zeit, jedes Volksthum beigesteuert hat: orientalisches, antikes, germanisches; auch slavischer, alt-celtischer und mancher Besitz untergangener Völker sind darin bewahrt. Ferner aber haben die hier zusammengestellten Märchen auch viel Nationales. Nicht nur in der Methode der Erzählung und Redewendungen; auch die Volksmoral ist die sicilische, die Sehnsucht und die Gelüste des Volkes, die übergroße Freude an seltsamen und gehäuften Abenteuern, eine Phantasie, welche in manchem dem Orient näher steht, als den Germanen, und ein Sinn, in dem wir zuweilen das Gemüthvolle, die geschlossene Composition und eine gewisse ernste abwägende Billigkeit in Lohn und Strafe vermissen. Die Märchen sind offenbar sehr treu aufgezeichnet, nur bei Darstellung der geschlechtlichen Beziehungen scheint das Zartgefühl der Sammlerin häufig ins Nordische gemildert zu haben. — Für unsere reiche Märchenliteratur ist dies Werk eine so werthvolle Bereicherung, wie seiner Zeit u. a. die isländischen Sagen von R. Maurer.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Regler in Leipzig.